



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1927**

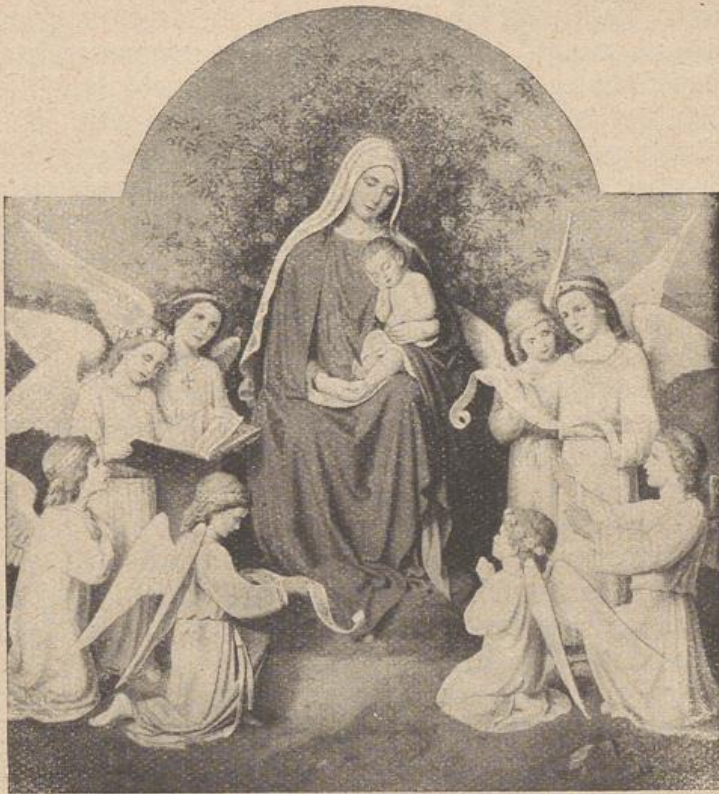
5 (1927)

---

# Caritasblüten

Nr. 5

1927



## Im Maien.

Im Maien, da weihen die Blumen der Au  
Allsündlich sich kindlich der himmlischen Frau;  
Sie blühen und glühen und sprühen – es weht  
So süß in die Lüfte der Düste Gebet.

Im Maien da reihen sich Vöglein zum Chor;  
Da singt es, da klingt es und dringt es empor  
So fröhlich, so selig aus glücklicher Brust,  
In kindlichem Triebe, voll Liebe, voll Lust.

Im Maien, da weihen, da reihen zum Kranz  
Wir blühende Rosen mit glühendem Glanz;  
Maria, die singen wir, bringen wir Größ',  
Wir beten so innig, so minnig und süß.

J. E.



## Vom blühenden Mai.

Von Dr. Martin Mayr.

**E**s ist das Gesetz der Natur. Der Mai ist der Monat des Werdens, des Quellens, des Aufbrechens, des jungens Lebens, der neuen Triebe; der Mai ist der Monat der Schöpfung. Als wäre ein jeder seiner Morgenwinde und jeder seiner säuselnden nächtlichen Atemzüge ein Befehl: „Es werde!“ so gehorcht es überall und jauchzt von der Starre zum warmen, frunkenen, jubelnden Sichbiegen. Man kennt sie kaum mehr, die alte Erde. Der Tod, der auf Wiesenrund und Ackerland sein schauriges, stilles Lager mit den weißen Schneezelttüchern aufgeschlagen, der sein tödliches Zauberwort über Zweig und Stamm gesprochen, ist fort. Das Leben hat ihn besiegt, das Lied der Lerche und der Vögel, der Hunger nach Dasein der ganzen Vegetation; besiegt hat ihn die neugeputzte lachende Sonne.

Wie ein Funke springt dieses Wunder von der blühenden Aue, vom schwellenden Ackerland, vom erwachten Wald über in die Menschenseele. Wer könnte ihm widerstehen, dem großen Geläute von hunderttausenden sprießenden Blumenglocken. Wer könnte sich verschließen dem ungestümen Klopfen und Pochen des Sonnenstrahls, der ans Menschenherz mit allen Fingern schlägt. Die Herzen auf! Geschwinde. So kommt es, daß die Menschenkinder im Mai mit der Schärfe der Liebe und der Freude Dinge suchen, durch welche sie dem innern Frühling Luft machen, daß sie wie Kinder die ersten Blumen nach Hause tragen und wie Kostbarkeiten in ihre Gläser und Vasen mit reinem, neuem Wasser stecken, daß sie ausgerechnet diesen Monat sich mit beiden Händen hinschenken wie einen seligen, mächtigen Blütenstrauß an die reinste, seligste Jungfrau Maria, die Mutter unseres Lebens, unseres Heilandes Jesus Christus.

Freilich, die Maienwonnen dürfen uns nicht blind machen. Nicht alle erleben diese Auferstehungen des Leibes und der Seele. Es gibt doch Menschen, deren Mund auch an diesen Tagen nicht zu lächeln vermag. Das sind die ganz Gedrückten, die ganz Einsamen, oder auch die vom innern Frieden ganz Verlassenen, die Leidträger, die Enterbten des Glücks und die Sünder. In solchen armen Menschen bleibt immer ein Stück Winter, und keine irdische Sonne vermag diese Starre zu brechen und diese Schatten zu bannen. Im Gegenteil, solche Sonne kann nicht heilen, vielmehr ihr Leuchten blendet, tut weh und macht noch bitterer.

Ein solcher kranker Frühling herrscht in den Ländern, wohin die erste und mächtigste und lebensreichste Sonne noch nicht gedrungen, das Wissen und Erleben von Gott. Er herrscht in jenen Ländern, welche sich unsere Missionen ausersehen haben



zu ihren Arbeitsfeldern. Und was die starke Sonne jenseits des Äquators, die sengende, unbändige Sonne Afrikas nicht fertig bringt, das müssen diese wirken. Unter Riesenopfern, verzichtend auf das Bequeme und Schöne, auf Gut und Eltern und Heimat, auf die Pläne und Wünsche ihres persönlichen Herzens, auf den Lenz und Mai und alle blühende Zukunft ihres eigenen Daseins, ziehen die Missionare und Missionarinnen in andere Kontinente, um hierher oft in öde, menschen- und gottverlassene Länderstriche den Lenz des Menschen- und Seelenglückes zu bringen. Ihr Morgen-, Mittag- und Abendgebet hat immer den gleichen Refrain, zwischen jeden Spatenstich beten sie das gleiche hinein, in jeder Predigt und jedem Unterricht sagen sie es zwischen die einzelnen Sätze: Herr, laß es Frühling werden! Komm, holder Lenz, des Himmels Gabe, komm! Frühling laß es werden im Land und in der Seele der Heiden.

Aber sie betteln und jammern und beten nicht bloß, sie arbeiten großartig an dem sonderbaren Frühlingswerk. Ein jedes Herz ihrer Heidenkinder, Heidenmänner und -frauen ist ihnen ein Garten, den sie für Gott richten. Lehrend, betend, mahnend, korrigierend, stunden- und tagelang von Station zu Station wandernd und reitend, Wunden verbindend, den Ausfall heilend und pflegend, mit dem Sande Afrikas um Brot und Nahrung ringend, den Hunger beschwörend, den Durst bannend, das Taufwasser über schwarze Scheitel gießend, die Cossprechung über Negersünder sagend, das weiße Kommuniontuch vor schwarzen Gesichtern ausbreitend, den Rosenkranz in lebende und sterbende Finger drückend, — so vertreiben sie aus diesen verlorenen Paradiesen, aus Tausenden von unsterblichen Heiden-seelen den Griesgram des gottesfernen Winters, die Starre des Göhenglaubens, den Giffrost ungesitteter Gewohnheiten, so bringen sie das Fest der Ostern hinein in diese Gottesgärten, so bringen sie Leben und Lust und Licht und Lachen, so schlagen sie Maienaltäre auf in den Herzen und in den Missionsstellen, so bauen sie Gottes- und Marienkirchen, daß es läutet und klingt von Station zu Station: Habt ihr's gehört, Lenz ist es geworden, Mai ist's geworden in den Gemütern und Seelen der Heidenleute.

Du darfst nicht traurig sein und sagen: ich kann nicht mit-tun an diesem Wirken und Frühlingzaubern. Gewiß kannst du keinen Schwarzkopf belehren und belehren und taufen. Aber diesen Frühlings- und Maibringern der Heiden, den Missionaren und Missionarinnen, kannst und mußt du helfen mit deinen gefalteten und gebenden Händen.



Tut dir Gott nach seinem Willen, bist du wohl versehen:  
Tut er dir nach deinem Willen, ist's um dich geschehen.



## Nachrichten aus dem Mutterhaus.

**A**m 15. März beehrte uns der hochwürdige Herr Pater General der Mariannahiller Mission in Begleitung seines Sekretärs, des hochw. Herrn Pater Cyprian, mit seinem Besuch. Am 24. desselben Monats traf auch der hochwürdigste Herr Bischof Neville aus Zanzibar ein und verweilte vier Tage bei uns. Die beiden hohen Gäste wünschen kräftigen Zuwachs von Missionschwwestern, denn überall ist die Ernte sozusagen reif, aber der Arbeiter und Arbeiterinnen sind viel, viel zu wenig.

Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Haushaltungsschwwestern haben ein ausgedehntes Arbeitsfeld in der Mission. Möchte die Gnade Gottes jezt, wo in der Natur alles keimt und grünt, in vielen jungen Herzen den Missionsberuf wecken. — Auf, deutsche Jungfrauen, auf, für Gottes Ehre, für das Heil der Seelen, zum erhabensten aller karitativen Werke, der Mission in den Heidenländern.



## Nombi, die Wahrsagerin.

Von Schw. M. Amata.

**N**ombi war ein kleines, lustiges Kaffermädchen. Es half der Mutter bei der Arbeit, schöpfte Wasser am Fluß, holte Holz aus dem Walde und besorgte den Kraal. Aber auch zu den heidnischen Festen ging Nombi mit den größeren heidnischen Mädchen. Bald lernte sie den Protestantismus kennen und vertauschte ihren großen Perlenschmuck mit einem schönen bunten Kleidchen. Später wurde sie dann die glückliche Braut eines jungen Heiden. Nun fand sie wieder die Perlen, Lappen und Häute schöner als Kleider und nur zu bald erschien sie ganz damit behangen. Aber nicht lange sollte sie dies vermeinte Glück genießen. Sie wurde krank, benahm sich recht sonderbar und klagte über ein Geföse im Kopf. Sie glaubte geheime Stimmen zu vernehmen und eine innere Gewalt trieb sie von allem, was Religion hieß, fort. Man ließ einen heidnischen Zauberer rufen, der feststellte, Nombi hätte die Dämonen und muß daher Wahrsagerin werden: „Bringt sie zu einer alten Wahrsagerin in die Lehre und alles wird recht werden!“ So geschah es. Nombi saß bei ihrer Lehrmeisterin im Hinterteil der Hütte und lauschte gespannt ihren Lehren zu. Sie mußte den geheimen Gesang lernen, und kamen Besucher, so nahm sie die Geschenke, Armringe, Stecknadeln usw. freudig an und schmückte damit ihre Arme und Beine. Ein volles Jahr dauerte die Lehrzeit. Dann durfte Nombi ihr Amt selbst aus-



üben, zuerst im Beisein ihrer Lehrerin; sie sollte versteckte Sachen auffinden. Richtig fand sie dieselben und ward somit als echte Wahrsagerin erklärt.

Leute von nah und fern kamen in ihren Anliegen zu Nombi und bezahlten sie gut. Doch war sie dabei nicht glücklich; denn sie wußte, daß sie die Leute betrog, um ihr Geld brachte und etwas Unrechtes tat. Sie hatte ein Töchterchen, Utwanyana mit Namen. Es besuchte mit ihrer Freundin unsere Tages-  
schule und kam auch an den hohen Festtagen zu uns zum Gottesdienst. Besonders gut gefiel es ihr am hohen Weihnachtsfeste, ja so gut, daß sie bei Beginn der Schule zu uns auf die Station kam. Da kniete eines Morgens in der Kirche vor mir eine Heidin. Ich erkannte sofort an der Kleidung, den Ziegenblasen auf dem Kopf usw., die Wahrsagerin. Nach der heiligen Messe fragte ich sie, warum sie denn zur heiligen Messe gekommen sei? Sie erwiderte, sie sei nur gekommen, ihr Kind zu sehen. Ich erzählte ihr, wie glücklich Utwanyana bei uns sei, und redete ihr zu, doch ihr Geschäft als Wahrsagerin aufzugeben. Anfangs meinte sie, die Dämonen gäben es nicht zu und würden sie sehr dafür quälen. Doch nach und nach fand sie alles so schön bei uns, bis sie eines Tages kam, um sich Kleider zu kaufen. Am folgenden Sonntag kam sie freudestrahlend zu mir und rief: „Sieh, Schwester, jetzt will ich dem lieben Gott dienen, wie mein Kind Utwanyana. Bitte, gib mir einen Rosenkranz, ich will beten lernen.“ Nombi, die Wahrsagerin, war von jenem Tage an eine eifrige Katechumene und scheute nicht den etwa vier Stunden weiten Weg am Sonntag zur heiligen Messe. Hoffentlich wird sie aushalten und bald die Gnade der heiligen Taufe erhalten.



## Wie unsere „Mashina“ (Mädchen) Toilette machen.

Von Schwester M. Vera, Driefontain, Rhodesia.

**W**ie alle unsere Evastöchter, so verwenden auch unsere Mädchen viel Mühe und Sorgfalt darauf, sich „hübsch“ zu machen, besonders am Sonntagmorgen. Da brauchen manche nicht viel weniger als eine Stunde, bis der Putz fertig ist. Schauen wir ihnen dabei eine Weile zu. Dort steht eine, wider die Mauer des Schlafhauses gelehnt, unbeweglich auf einem Stückchen Wolldecke. Ich gebe ihr einen Auftrag, und das sonst willige Kind weigert sich. Auf meine erstaunte Frage heißt es: „Schwester, ich kann jetzt nicht. Wart bis meine Füße trocken sind, und damit zeigt sie uns lachend die blankgescheuerten, weißschimmernden Fußsohlen.



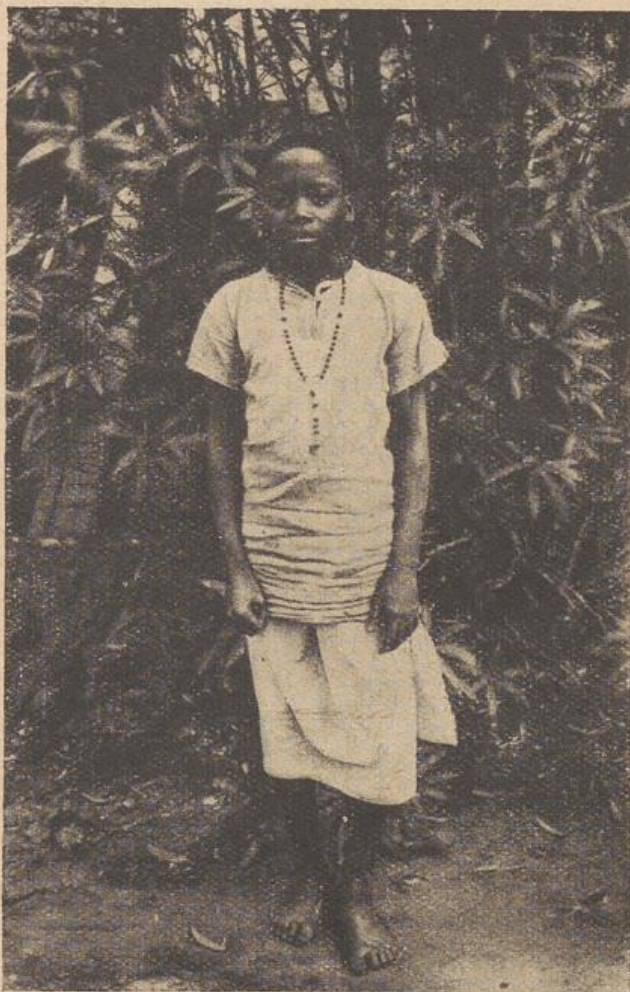
Bekanntlich sind die Innenflächen der Hände und die Fußsohlen bei den Negern hell, fast wie bei uns, worauf sie nicht wenig stolz sind. Und da wettkämpfen unsere Mädchen am Sonntagmorgen, wer die blanksten hat. — Dort sitzen andere in Gruppen von etwa sechs bis sieben am Boden, welche die Fußsohlen mit Ziegelstückchen scheuern, bis kein dunkles Fleckchen mehr zu sehen ist. Das dauert eine geraume Zeit, denn da unsere Leutchen „Schusters Rappen“ nicht kennen, kann man sich denken, daß nach vollbrachtem Tagewerk von der Scheuerarbeit am Morgen keine Spur mehr übrig ist. Nun ist die eine dort fertig, prüfend beschaut sie die Füße von allen Seiten, stellt sich dann auf ein nebenanliegendes Stück Holz, vorsichtig, daß sie ja nicht den Fußboden berührt und spült mit frischem Wasser ab. Wohlgefällig schaut sie dann an sich hinunter, etwa so, wie daheim die Mädchen sich im Spiegel beschauen, nur — Gott Dank — lange nicht so gekünstelt und geziert. Nun aber heißt es, ein sauberes Trockenplätzchen zu erreichen, ohne daß die Füße den Boden berühren; nicht das feinste Stäubchen darf die schimmernde „Weiße“ trüben. Aber wie das machen? Nichts ist einfacher. Auf einen Wink ist im Nu eine Helferin zur Stelle, die sie, die vielleicht größer und stärker ist, mit der größten Selbstverständlichkeit auf ihrem Rücken an das gewünschte Plätzchen befördert. Eine andere, deren Grundsatz ist „Selbst ist der Mann“, weiß einen anderen Rat. Hurtig macht sie sich mit etwas Gras und Baumrinde eine Art Schuhe zurecht, auf denen sie dann unbeholfen ihrem Ziele zusteuert. Sind die Füße soweit fertig, so gehts an den krausen Wollkopf; da wird gekämmt und gestriegelt, bis die schönste Frisur zustande gekommen ist. Und in der Tat sieht so ein gepflegter Wollkopf nicht häßlich aus, etwa wie wenn ein schwarzhaariges Mädel daheim sich das Haar ganz fein mit der Schere brennt.

Eines Sonntagmorgens kamen die eitelsten unserer Leutchen strahlend einher, um sich bewundern zu lassen. Sie hatten eine ganz neue, elegante Frisur erfunden; auf ihrem Haupte prangte ein tadellosere „Jungenscheitel“. Wie enttäuscht waren sie, als sie von den Schwestern hell ausgelacht wurden. Seitdem versteigen sich nur noch ganz vereinzelt hie und da zu dieser Mode. Manche schoren sich das Haar außen herum glatt ab, was ihnen ein direkt wildes Aussehen verlieh, so daß wir es ihnen ernstlich verboten.

Was Schmuckgegenstände anbetrifft, so spielen bekanntlich Glasperlen die Hauptrolle. Es ist merkwürdig, wie kunstvoll sie diese verweben zu Halsketten, Armbändern, Ohrgehängen usw. Da das Tragen mancher „chuma“ abergläubische Bedeutung hat, dürfen unsere Mädchen sie nicht tragen. Da ist es nun staunenerregend, wie erfinderisch sie für „Ersatzschmuck“ sorgen. Ein schmaler Streifen Baumbast wird angefeuchtet, mit der hellen Seite abwechselnd auf roten und schwarzen Grund ge-



tupft und so kommt das schönste Zierband zustande, das sie anmutig um Stirn und Kopf schlingen. Hand- und Fußgelenke werden mit aus Gras zierlich geknüpften Bändern vielfach umwunden. Es ist zum Staunen, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit sie derartiges zustande bringen. Was aber das Merkwürdigste an der ganzen Sache ist, so sind hierzulande die Jungens eitler als die Mädchen. Das Kämmen und Striegeln



Ein Negerbübchen.

genügt nicht, um den Kopf nach Wunsch zu frisieren. Außerdem wird das Haar angefeuchtet und gebügelt mit heißen Eisen. Und wenn so ein „Mister“ schon Geld verdient bei den Weißen, so leistet er sich ein Paar Schuhe, die aber jedesmal den Träger schon von weitem anmelden, so unbeholfen stolzieren sie mit denselben daher.

Zum Schluß noch ein drolliges Geschichtchen. Der Bube eines unserer Mädchen, Alonjo, wollte sich seiner Braut ganz be-



sonders begehrenswert zeigen. Er kam also tip top, geschniegelt und gestriegelt aufs äußerste. Das Schönste aber an seinem ganzen Anzug war ein Paar zierlicher Damenpantoffeln, auf denen er daherging wie auf Eiern.



## Kiritas Gnadenstunde.

Von Schwester M. Engelberta.



s war am 20. Dezember 1925. Der mächtige Häuptling von Kilema stand im Begriffe, den weißen Bezirkshauptmann von Moschi, der nächsten Ansiedlung der Europäer, zu empfangen. Soeben gab er noch seinen Mannen ernst und gemessen die Befehle, den Platz für die Zelte schön herzurichten und die Hütten für das Gefolge des Weißen bereit zu halten.

Kirita, so hieß der Häuptling, war ein noch junger, starker Mann, hoch und schlank gewachsen wie eine Edeltanne. Die wohlgestalteten Glieder mit Olivenöl gesalbt, glänzend schwarz wie Ebenholz, so stand er da, festlich geschmückt in langherabwallende schneeweiße Tücher gehüllt. Gerade war er daran, dem Bezirkshauptmann entgegenzugehen. Aber ernst und düster blickten heute die sonst so kühnen Augen; ein herber Zug spielte um den fest geschlossenen Mund. Besorgt sahen ihn seine Räte und Freunde an, aber zu fragen getraute sich keiner. Der Häuptling war wehmütig gestimmt, er war es die letzten Monate so oft gewesen, aber so wie heute hatten sie ihn noch nie gesehen. Kirita hatte die letzte Zeit sogar eine Hütte ganz für sich allein bewohnt, keine seiner fünf Frauen durfte bei ihm sein. Er schien beständig über etwas nachzudenken und zu grübeln, etwas zu wünschen, zu ersehnen, was für ihn fast unerreichbar schien. Eine Zeittlang hatte er sich sogar in seine Hütte eingeschlossen und darinnen laut geweint. Niemand wagte den dunklen Schleier zu läften. Da, als er endlich herauskam, geschmückt und zum Abmarsch bereit, aber mit rotgeweinten Augen, wurde es seinen Begleitern ganz eigenartig zumute. Kirita hieß sie vorausgehen, er wollte in die Hütte seines Freundes eintreten, der ein Christ war, und mit ihm allein reden. Erstaunt betrachtete dieser den so unerwartet kommenden König seines Stammes. „Rafika yangu“ (Mein Freund), begrüßte ihn der Häuptling, „ich rede heute das letztemal mit dir.“ Erschrocken blickte der Jugendfreund zu ihm auf. „Ich fühle es, mein Lebensende naht, ich muß sterben, bald, bald sterben und oh! ich bin ein Heide. Niemand will mich taufen, die Missionare taufen keinen Häuptling, der viele Frauen hat, wenn ich ihnen auch sage, daß ich sie alle entlassen will — sie schenken mir keinen Glauben — sie wissen, wie groß für meinen Stand die Gefahren sind, wie schwer ein König Christ sein und bleiben kann. Aber ich sage dir, mein Freund, ich will getauft werden, — ich will als Christ sterben. Seit meiner Knabenzeit habe ich die christliche Religion kennengelernt, ich kann den Katechismus so gut wie du auswendig von der ersten bis zur letzten Seite. Aber niemand wird mich, den Häuptling Kirita, der, wie du weißt, vor sieben Jahren in die Verschwörung gegen die Weißen mitverwickelt war, der beschlossen hatte, alle Weißen am Kilimandscharo aufzuspießen, taufen wollen. Als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, begrüßten sie mich zwar auf der Mission freundlich, aber das frühere gute Verhältnis ist es doch nie mehr geworden. Mißtrauen, und mit Recht, war bis jetzt mein Anteil, und doch sage ich dir, mein Freund, ich bin im Herzen längst ein gläubiger Christ, aber mein Glaube ist tot, denn ich habe keine Werke, ich bin nicht getauft, und ich fürchte, daß mich der Missionar nicht taufen wird, selbst wenn ich zum Sterben käme, denn er würde Angst haben, ich könnte nochmal gesund werden und wieder in das Heidentum zurücksinken. So sprach Kirita und brach zuletzt in lautes Schluchzen aus. Erschrocken betrachtete ihn sein christlicher Freund.



„Ja, was fehlt dir, o König, ich sehe dich doch gesund und stark vor mir — warum sprichst du vom Sterben?“ Darauf der Häuptling: „Ich kann nicht sagen, daß mir etwas fehlt, aber ich denke, der Gott der Christen, er ist auch mein Gott, denn er weiß, daß ich an ihn glaube, ihn liebe, er läßt mich meine Todesstunde ahnen. Der gute, barmherzige Mungu (Gott) will nicht, daß ich ohne heilige Taufe sterbe, darum komme ich heute nochmals zu dir und gestehe dir alles. Ich bitte dich, nach meinem Tode für meinen Leichnam Sorge zu tragen, damit ich in geweihter Erde bestattet werde. Wenn ich auch nicht getauft werde, so habe ich doch die Begierdetaufe, wie der Katechismus lehrt. Freund! Bruder! Christ! Bete für mich, stehe meinem Sohn Joseph bei, der mein Nachfolger sein soll, du weißt, ich habe ihn als meinen Erstgeborenen taufen lassen, er ist in Tanga in der Schule der Weißen. Nun lebe wohl, ich gehe meiner Pflicht nach, den Weißen zu empfangen — leb wohl!“

Hocherhobenen Hauptes, festen Schrittes trat Kirita, der stolze mächtige Häuptling, der des Morgens gesund ausgegangen, krank in seine Behausung zurück. Er lag in krampfartigen Zuckungen darnieder. Die Nacht über sprach er nur vom Sterben, von Gott und der heiligen Taufe. „Laßt mich nicht sterben ohne die Gnade der heiligen Taufe,“ bat er immer und immer wieder. „Ach,“ seufzte er, „die Missionare werden mich nicht taufen wollen — nein, nein, sie werden nicht glauben, daß ich schon sterben muß — sie fürchten, den Häuptling zu taufen, aber saget der guten Schwester Ubalda, sie möge für mich beten; ich vertraue auf ihre Fürbitte. So ging die ganze Nacht vorüber. Am anderen Morgen vor dem Hochamte. es war Sonntag, wurde Pater Tessier C. S. SP. gerufen; der Häuptling lag im schweren Herzkampf, der Sprache nicht mehr mächtig, aber sein Auge war hilfessuchend auf den Missionar gerichtet. Der Pater überlegte einen Augenblick, unschlüssig, was er tun sollte, dann aber konnte er der Seelennot des Kranken nicht widerstehen und taufte Kirita auf den Namen Peter.

Freude, Staunen und Sorge zugleich erfüllten die Herzen, als man die Kunde von Kiritas Taufe vernahm. Wie sollte das werden im Falle der Genesung. Diese Frage beschäftigte alle, besonders Pater Superior war beunruhigt. Selbst die guten Christen teilten ganz seine Ansicht, so daß dem guten Pater Tessier seine Handlungsweise selber etwas gewagt und vorschnell erschien. Doch als die Leute erzählten, wie der arme Kranke des Nachts so sehr nach der heiligen Taufe verlangte, wie er die Missionschwester als Fürbitterin gleichsam anfehen ließ, da begaben sich die beiden Schwestern, die Kirita schon viele Jahre kannte und hoch verehrte, zu ihm. Indessen beteten alle innig für den kranken Häuptling; wir Schwestern nahmen ganz besonders zur heiligen Theresia vom Kinde Jesu unsere Zuflucht. Unser Neugetaufter erkannte die Schwestern kaum wieder. Als ihn jedoch Pater Superior laut bei seinem Namen rief und ihm sagte, er wolle ihm die Generalabsolution erteilen, da faßte der Kranke die Hand des Missionars und ein Erkennen, ein inniger Dank huschte für einen Augenblick über sein Angesicht. Keiner der Umstehenden glaubte jedoch an Kiritas baldigen Tod. Der Bezirkshauptmann selber meinte, es sei nur ein vorübergehender Anfall. Wie er so da lag, ein junger, von Schönheit und Kraft strotzender Mensch, in den Armen seines Lieblingsweibes, da hätte niemand denken können, daß dieser so rasch sterben werde.

Und wenn der Häuptling nicht stirbt? Fünf Frauen saßen um ihn herum, die Räte und Beamten mit all ihrem heidnischen Zauber. Wie wird es ihm möglich sein, eine so plötzliche Lebensänderung zu vollziehen? Wieder beteten Patres, Schwestern und die guten Christen. Noch während die Schwestern vor ihm standen, befiel Kirita eine sichtliche Unruhe; seine Augen irrten wild umher, als ob er etwas Schreckliches zu überwinden hätte. Schwester Ubalda nahm schnell eine Medaille der hl. Theresia von ihrem Halse und legte sie Kirita auf mit dem innigen Flehen, die liebe Heilige möge ihm doch beistehen. Der Kranke wurde ruhig und schlief sanft ein. Am nächsten Tage besuchten ihn die Schwestern wieder, auch Pater Tessier war bei ihm und fragte ihn, ob er wisse, daß er ihn getauft habe. „Aksantisana“ (danke sehr), flüsterte er, mäh-



sam ihn anblickend, aber reden konnte er nichts mehr. Der Bezirkshauptmann befahl, den Häuptling nach Moschi zum Arzt bringen zu lassen. Der arme Kranke war ganz widerstandslos, er wollte nicht, schüttelte den Kopf. Er zeigte nur nach einer Richtung, dort wo die Missionskirche stand, dabei perkten zwei dicke Tränen aus den dunklen Augen. Um den Hals hatten ihm seine Leute die Medaille der hl. Theresia gehängt, seine Hände griffen danach, seine Lippen bebten leise. Was mochte er wohl von ihr erbeten? Ahnte er vielleicht, daß diese lebenswürdige Heilige ihm helfend beispringen würde?

In einer Hängematte, die ihm Schwester Oberin zur Verfügung stellte, wurde der franke Häuptling von Kilema in Begleitung seiner Mannen behutsam nach Moschi, sechs Stunden weit, getragen. Langsam und im heißen Sonnenbrand bewegte sich die Karawane durch die wilden Bergpfade mit der teuern Last, ihrem Häuptling und Gebieter.

Man brachte den bereits dem Tode nahen Kranken ins Spital. Kirita gab kaum mehr ein Lebenszeichen von sich. Die erste Nacht daselbst lag er wie in beständigem Schlummer. Am frühen Morgen aber fand man ihn tot.

Der Häuptling Kirita, der Christ Peter, lag da selig lächelnd wie verklärt im Himmelsglanze; seine beiden Hände hielten krampfhaft geweihte Gegenstände, den Rosenkranz, den ihm sein Freund beim Abschied in die Hand gedrückt, und die Medaille, die er von der Schwester erhalten hatte.

Es war der 22. Dezember 1925, nur einige Tage vor der Geburt des lieben Christkinds. Kirita feierte wohl das heilige Weihnachtsfest im Himmel. Ganz rein, voll inniger Begierde und heißem Verlangen nach dem heiligen Glauben, war er so schnell nach der heiligen Taufe hinüber gegangen. Welch herrliche Christrose hatte ihm und uns, der ganzen Mission Kilema, die kleine Theresia geschenkt.

Im Auto brachte man den toten Häuptling Kirita in sein Heim zurück.

Schon im Laufe des Vormittags konnte man auf der Mission wissen, daß der König eines großen Volksstammes gestorben, denn plötzlich hallten in den Tälern und auf den Bergen, in den Schluchten, Bananenwäldern und Kaffeepflanzungen, von allen Wegen und Stegen ein dumpfes, immer lauter werdendes Klagegeheul; das Volk beweinte Kirita. Und doch sagte niemand, daß er gestorben, denn ein Häuptling stirbt nicht, er geht hin wo er will; niemand darf sagen, er sei gestorben. Aber das Volk muß weinen und klagen, weil sein Gebieter es verlassen. Gegen 1 Uhr mittags brachte das Auto die Leiche. Der mit schwarzem Leichentuch bedeckte Sarg stand vor dem Portal der Missionskirche. Eine ungeheuere Volksmenge war dem König gefolgt. Das Geheul der Klageweiber wurde inmer lauter. Die Christen hielten sich etwas zurück, sie weinten stille und trugen ihre Trauer in christlicher Weise zur Schau, was einen guten Eindruck auf die Heiden machte, so daß sich das überlaute Klagegeschrei langsam legte. Kirita wurde nach seinem Tode gleichsam zum Missionar seines Volkes. Er wollte, wie er ihnen ja selbst gesagt hatte, christlich und in geweihter Erde begraben werden, und so durften und konnten sie ihre heidnischen Gebräuche nicht ausführen.

Als die Missionare mit schwarzgekleideten Ministranten den Leichnam des Königs abholten und er feierlich in der Kirche aufgestellt wurde, da wurden die Heiden mäuschenstill, eilten in das Gotteshaus hinein und standen Kopf an Kopf in dichtgedrängter Menge.

Lautlose Stille entstand aber, als sie vor der schwarzbehangenen Bahre die edle, ehrwürdige Gestalt des Paters Superior im silberweißen Haar und Bart erblickten. Nun erhob er seine Stimme; mit begeisterten Worten pries nun der allbeliebte Pater die Güte und Barmherzigkeit Gottes, die dem Häuptling solch seliges Lebensende beschieden. Obwohl ein Heide im Leben, so hatte er seinem Volke durch sein heißes Verlangen nach der heiligen Taufe doch das schönste Beispiel gegeben; er ist gleichsam zum Missionar geworden und hat ihm den Weg vorgezeichnet, den auch es gehen soll. Das Lob, das der Pater dem Häuptling öffentlich spendete, bewegte die härtesten Herzen der Heiden, denn sie wußten und hatten es alle gut im Gedächtnis, welch schönen Akt christlicher Nächstenliebe gerade jetzt der Priestergeis ausübte.



Die tief zu Herzen dringende Rede des Pater August Gommenginger verfehlte ihren Eindruck auf das zahlreich versammelte Christen- und Heidenvolk nicht. Kein Wunder auch, lebte doch der Redner nahezu vierzig Jahre unter diesem schwarzen Volk in Ostafrika, hatte alle Beschwerden des Anfanges im wilden Lande durchgemacht, vielerlei Gefahren bestanden, sich ganz und gar dem Wohle der Eingeborenen geopfert. Pater August Gommenginger war ihnen Vater, Bruder, Freund, Berater, ja sogar oftmals nicht nur der Arzt ihrer Seele, sondern auch ihres Leibes. So war er im vollsten Sinne des Wortes allen alles geworden.

Nach den kirchlichen Zeremonien bewegte sich der Leichenzug hinaus zum nahen Gottesacker. Viel ruhiger, als sie gekommen waren, zogen die Heiden wieder heim. Die Christen aber beteten und opferten, bestellten sofort Totenämter für ihren nun christlich verstorbenen Häuptling Peter.

So kam das hochheilige Weihnachtsfest, und all das Sorgen und Bangen wegen Kiritas Taufe hatte heiliger Freude Platz gemacht. Er ist im Himmel als Fürbitter für sein Volk; sein Sohn Joseph ist Nachfolger, und Kilema wird einen von Kindheit an christlich erzogenen Häuptling haben. Freilich wußte man noch nicht klar, was die Heiden, die Räte und Beamten am Königshofe dachten, ob sie den erst 22jährigen Jüngling annehmen würden. Doch man hoffte allgemein das Beste, da ja Kiritas eigene Mutter und sein Oheim sehr zum Christentum neigten.

Wir hoffen das Beste! Warum auch nicht? — Nachdem uns Theresia vom Jesukinde solch herrliche Christrosen gespendet, wird sie uns auch weiter helfen, selber Missionar sein und die Herzen der Heiden lenken wie Wasserbäche, auf daß an ihren Ufern die schönsten Blumen, die da sind Glaube, Hoffnung und Liebe, blühen. Die neue Heilige mit ihrem Kinderherzen wird auch fernerhin Gnade und Segen von ihrem himmlischen Bräutigam auf die Kiliman-dscharo-Mission herabsehen.



## Allerlei aus der Mission.

**Mariathal:** Am Weissen Sonntag empfingen hier die Täuflinge die erste heilige Kommunion. Das war ein Freudentag. Alle übernachteten auf der Station, um am folgenden Morgen nochmals sich dem Tische des Herrn nahen zu können. Unter diesen war eine ehemalige Zauberin „Marta“. Im vertraulichen Gespräch mit ihr fragte ich sie, was denn der liebe Heiland zu ihr gesagt hätte, als er die erste Einkehr bei ihr hielt. Offenherzig antwortete sie mit dicken Tränen in den Augen: „Der Heiland sagte, daß er mich liebe und daß es ihn sehr freue, daß ich endlich meine Teufelsarbeit gelassen habe und ihm dienen wolle, und ich antwortete ihm: E' nkosi, akusimina owalahla lomsebensi ung uwe owangiyekisa wona wkov.“ (O König, nicht ich habe diese Arbeit weggeworfen, sondern du hast dieses in mir fertig gebracht.)

\*

Jalagan, ein Mädchen von sieben bis acht Jahren, war in der Katechese eines meiner aufmerksamsten Kinder. Auf meine Frage, ob ihr Vater auch bete, sagte das Kind: „Nein, er wird aber beten, wenn er einmal sterben muß.“ Da schickte ich ihrem



Vater einen freundlichen Gruß, mit der Bitte, er möchte mich einmal besuchen.

Am nächsten Morgen kam unsere Kleine wieder zur Schule. „Was sagte dein Papa, hast du ihm meinen Gruß gemeldet und wird er mich besuchen?“ Verlegen senkte meine Jalagan ihr Köpfchen und als ich sie ermutigte und in sie drang, mir die Antwort des Vaters nicht zu verhehlen, gestand das Kind: „Der Vater sagte, er bleibe, wo er sei, und du möchtest auch bleiben, wo du bist, oder hingehen, wo du hergekommen bist.“ Schwester Ernestine und ich konnten uns eines Lächelns nicht erwehren, waren aber wohl der besten Hoffnung; denn diese Antwort sagte uns, daß er, Ngoma, so hieß nämlich der Mann, einen offenen, geraden Sinn habe und da ist immer mehr zu hoffen, als von einem unaufrichtigen Heiden. Ich verabschiedete das Kind mit den Worten: „Grüße mir deinen Vater wieder!“

Gegen Sonnenuntergang sah ich, wie ein mit einem Hemde bekleideter Mann durch den Zaun kroch und geradeswegs zu mir ins Blumengärtchen kam. Nach der üblichen Begrüßung überreichte er mir einen großen Strauß Feldblumen mit den Worten: „Der Vater der Jalagan läßt dich grüßen.“ Dankbar nahm ich die Blumen an, erkundigte mich aber natürlich nach dem Spender derselben. Da erwiderte der Bote: „Ngoma weiß, daß du ihn nur ruffst, um ihn zu deinem Gott zu bringen. Bring diese Blumen statt seiner in das Haus des großen Gottes, das mag dir genügen!“ Lächelnd verabschiedete ich mich und wollte ins Kloster zurückkehren; doch da begann der Mann von neuem: „Warum willst du denn den Ngoma sehen? Willst du ihm nicht sagen, daß er in die Kirche gehen soll?“ Ich erwiderte: „Siehe, ich möchte alle Eltern meiner Schulkinder kennen und deshalb wünsche ich den Vater der Jalagan zu sehen, sage ihm das und nun lebe wohl.“ Mit diesen Worten schloß ich die Türe hinter mir. Doch im selben Augenblick hörte ich den Mann vor der Türe rufen: „Verzeihe, hier ist der Vater der Jalagan.“ Ich öffnete wieder und da steht nun der Held mit der Hand auf seine Brust weisend, immer wiederholend: „Nangu, Nangu, hier, hier!“ Ich reichte ihm die Hand zum Gruße und fragte, warum er sich nicht eher zu erkennen gegeben habe. Ich erhielt eine ausweichende Antwort, verstand aber, was ihn davon abgehalten hatte. Noch wechselte ich einige freundliche Worte mit ihm und lud ihn ein, uns bald wieder zu besuchen. Seitdem war er schon öfter unser Gast und gibt berechtigte Hoffnung, ein Christ zu werden. Schw. D.

**Monte Casino:** „Ich will nicht getauft werden, ich will in die Hölle!“ Von den Enttäuschungen, die man in der Mission erfahren kann, ist eine der schwersten, wenn man einen Heiden dem Tode nahen sieht, der nichts vom lieben Gott



wissen will. Man sieht dann so deutlich, wie der Mensch der Gnade den Weg verschließen kann. In der Nähe von Sankt Barbara erkrankte ein alter Heide sehr schwer. Da kein Missionar zu Hause war, rief man eine Schwester. Der Kranke freute sich über diesen Besuch, bat um Medizin und um etwas zu essen. Sobald die Schwester jedoch etwas von der Religion berührte, wich alle Freudigkeit von seinen Zügen, und er meinte, er wolle lieber ein anderes Mal davon sprechen. Am folgenden Morgen kam seine Tochter schon vor Sonnenaufgang, um die Schwester eiligst zu rufen, da der Zustand des Vaters sich sehr verschlimmert habe; aber sobald die Schwester in seine Hütte trat, rief er zornig: „Ich will nicht getauft werden, ich will in die Hölle“, und tat, als ob er alle die guten Worte der Schwester nicht hören würde. Dann starb er ohne Taufe.

Schw. Alfreda.

**Triashill:** Dankbarkeit der schwarzen Kinder. Aus einem Briefe von Schwester Olympia aus Triashill an ihre Schwester entnehmen wir folgende schöne Züge edler Gesinnung. Am Samstag erhielt ich die Nachricht von dem Tode unserer lieben Mutter. Ein größeres Mädchen, das bei mir arbeitet, ging gleich darauf zum hochwürdigen Pater Rektor und bestellte für die liebe Verstorbene ein Seelenamt, das gleich am Montag hier in Afrika gelesen wurde. War das nicht viel? Viele schwarze Christen opferten die heilige Messe und die heilige Kommunion für die liebe Mutter auf. Am Sonntagnachmittag kam ein anderes Mädchen, das ebenfalls bei mir arbeitet, und sagte: „Schwester, ich möchte gerne eine heilige Messe für deine Mutter lesen lassen, aber ich habe kein Geld.“ Ich erwiderte: „Das macht nichts, opfere nur die heilige Messe für sie auf.“ Das gute Mädchen war mit dem gegebenen Rat nicht zufrieden und ging. Am anderen Morgen kam es wieder und brachte Geld für eine heilige Messe. Ich wollte es nicht annehmen, aber das Kind bat so eindringlich, es zu nehmen, indem es dabei bemerkte: „Ich habe es geliehen und werde es abarbeiten.“ Ist das nicht schön von so armen schwarzen Kindern? Wie wird die liebe Mutter sich gefreut haben, daß auch hier in Afrika zwei heilige Messen für sie gelesen wurden. —

✻ ✻

### Lustige Ecke.

Prozentum im Kleinen. Eine Familie, bei der es früher sehr knapp zugegangen war, kam unerwartet in den Besitz eines großen Gutes mit vielem Federvieh. — Legen euere Hennen auch fleißig Eier? fragte eines Tages ein Freund des Mannes die kleine Tochter. O, sie können es natürlich, antwortete die Kleine prozig, aber bei unseren Vermögensverhältnissen haben sie es nicht nötig.

Ein echter Prinzenerzieher. Professor: Durchlaucht, nennen Sie mir diesen Ozean auf der Karte. (Durchlaucht schweigt). Professor: Ganz recht, Durchlaucht — es ist der Stille Ozean.



## Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.!

(Fortsetzung.)

**W**ie schon einmal gesagt, pflegen die Eingeborenen jedes Jahr alles in Brand zu stecken; einerseits um die wilden Tiere zu vernichten oder fern zu halten, andererseits um dem allzu üppigen Grasswuchs Einhalt zu tun, welcher sonst die Pfade ungangbar machen würde. Das schreckliche Schauspiel dieser Brände, besonders, wenn sie von einem Sturmwind angefacht werden, spottet jeder Beschreibung. Mehrmals traf ich mit dem Feuer zusammen; dann hieß es abwarten, bis dasselbe ein wenig nachließ, derweilen eine zum Passieren geeignete Stelle suchen, und im günstigen Moment den Sprung hindurch zu wagen. Eines Tages wanderte ich eine volle halbe Stunde zwischen dem Feuer und auf glühender Asche einher. Gott! welch fürchterliche Qual war das! Feuer über dem Haupte, Feuer unter den Füßen, Feuer in der Luft, die ich einatmete, und kein Tröpfchen Wasser, um das innere Feuer des Durstes zu löschen, der mich verzehrte. Stellenweise hatte die angehäuften Asche den Pfad spurlos verdeckt, so daß wir dieselbe mit Händen und Füßen wegräumen mußten, um den Pfad wieder ausfindig zu machen. Denn wehe dem Wanderer, der sich in dieser unermesslichen Wüste verlieren würde! Er würde unrettbar entweder vor Durst verschmachten oder von Raubtieren aufgezehrt werden. Bleibt man auf einem betretenen Pfade, so ist immer Aussicht vorhanden, daß man über kurz oder lang ein Dorf antreffen wird; weicht man aber davon ab, dann findet sich nichts mehr, als unentwirrbares Gestrüpp und ganze Herden wilder Tiere.

Was mir auch diesmal das Gehen erschwerte, war wieder die leidige Fußbekleidung. Ich hatte mir ein neues Paar Schuhe erbeten; da aber dieselben nicht zeitig genug von Bagamoyo ankamen, sah ich mich genötigt, mit meinen alten, an welchen überall die Nägel durchdrangen, fürlieb zu nehmen. Allein schon binnen weniger Stunden waren meine Füße ganz wund und gerissen. Im Reisekoffer hatte ich die Stiefel meines Konfraters, welche ich zur Ausbesserung in Bagamoyo abgeben sollte — wenn ich nun diese probierte? Freilich waren sie für meine Füße zu kurz; weil sie aber an den Spitzen mächtig klappten und ich die Zehen ungeniert hinausstrecken konnte, so hätte ich dieselben nach dieser Richtung hin schon gebrauchen können. Aber hinten und an den Seiten wollte sich das Ding nicht schicken. Wohl oder übel mußte ich wieder nach meiner eigenen Beschuhung greifen. Ich litt fürchterlich; gleichwohl marschierte ich herzhast weiter, denn ich wollte unbedingt, ob in Schweiß oder Blut, vor Einbruch der Nacht eine Herberge erreichen, dort wo Menschen wohnen, dort wo Wasser zu finden ist.

Bei Tagesneige gelangten wir an ein ziemlich großes, mit einer Ringmauer umgebenes Dorf, dessen Einwohner einen sehr schlechten Eindruck auf mich machten. Denn als ich nach dem Häuptling und einer Nachtherberge fragte, taten sie, als ob sie mich nicht verstanden. Endlich ging mir die Geduld aus. „Wie,“ fuhr ich die großen Kerle an, „hättet ihr vielleicht Angst vor mir?“ Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drang ich vorwärts und installierte mich mit meinen Jünglingen in der Vorhalle einer der vornehmsten Hütten. Dieser Vorstoß brachte die Leute zum Lachen und von da an verhielten sie sich etwas anständiger.

Am andern Tag war das Fest Mariä Himmelfahrt, ein trauriger Tag für mich. Denn während alle übrigen Priester das Glück hatten, das heilige Messopfer darzubringen und den sonstigen kirchlichen Feierlichkeiten beizuwohnen, sah ich mich vereinsamt in einem fremden Lande unter unbekanntem Menschen, und ich bot in meiner sonderbaren Kleidung und Waffenrüstung mehr das Bild eines Straßenräubers als eines Priesters Gottes.

Nach einem recht innigen Morgengebet schlürfte ich eine Tasse schwarzen Kaffee, aß ein Stückchen Zwieback dazu und setzte dann die Reise fort.



Während ich nun ruhig des Weges ging und meine Betrachtung hielt, kam mir eine Zerstreuung: „Heute,“ dachte ich, „ist Mariä Himmelfahrt, und wir haben fast nichts zu essen.“ — Die Leute im Dorf hatten uns nichts verkaufen wollen. Wäre ich allein gewesen, so würde die Sorge um die Nahrung meine geringste gewesen sein. Eiliche Schüsse nach links oder rechts hätten mir genug für den ganzen Tag verschafft. So aber halte ich für meine 13 Jünglinge zu sorgen. Da reichten einige wilde Tauben nicht aus; ihre Mägen verlangten nach größeren Portionen. Die liebe Gottesmutter sah meine Verlegenheit und half mir wunderbar aus der Not.



Hochwürdiger Herr Vater Gommenginger,  
Gründer der Kilimandscharo-Mission.

Ich war an einen ausgetrockneten, mit dickem Buschwerk bewachsenen Bach gelangt. Da wurde ich plötzlich Fußstapfen eines Löwen gewahr; sie waren noch ganz frisch. „Achtung“ rief ich meinen Leuten zu, „keine Nachzügler! Der Ort, wo wir uns befinden, ist nicht geheuer.“

Behutsam rückte ich, die Flinte gespannt, das Auge spähend, durch das Gestrüpp vor. Unausgeseht hatte ich die Spuren des Löwen vor mir; derselbe mußte in der Nähe sein.

Man unterscheidet zweierlei Löwen; solche, die schon einmal Menschenfleisch genossen, und andere, welche noch keines genossen haben. Die letzteren sind, wofern man sie ruhig läßt, nicht so gefährlich. Die ersteren hingegen sind es um so mehr; wo sie nur immer einem Menschen begegnen, greifen sie ihn an.

Ich erreichte indes die entgegengesetzte Seite des Gebüsches, ohne den Löwen



entdeckt zu haben. Dafür aber hatte ich jetzt eine unabsehbare Ebene vor mir, welche nach allen Richtungen hin und soweit meine Augen sehen konnten, von Büffelochsen zerstampft war. Von den Bestien war keine mehr vorhanden; wahrscheinlich hatten sie sich in den nächsten Wald zurückgezogen. Zum Glück für uns! Denn die Büffel sind ungemein böse Tiere, mit denen zusammenzutreffen man sich wohlweislich hüten muß. Wären sie noch an Ort und Stelle gewesen, dann hätten wir nicht nur unsere Reise unterbrechen müssen, sondern viel Schlimmeres hätte uns noch passieren können.

Ich hatte noch keine 100 Schritte getan, als ich ein ungeheures Tier im Grase liegen sah. „Was ist das? Ein Flußpferd, ein Büffel, ein Rhinoceros? Ein Rhinoceros“, dachte ich. Um mich davon zu vergewissern, trat ich näher hinzu. „Zurück! Zurück, Vater!“ schrien mir die geängstigten Jünglinge nach, „diese Bestien sind furchtbar. Das Tier schläft, gehen wir lieber sachte vorüber; wenn es erwacht und auf uns losstürzt, sind wir verloren; keine Flinte und kein Revolver werden uns helfen!“ Diese Bemerkung war zutreffend; ich lehrte um und war schon daran, weiter zu gehen.

„Aber“, dachte ich wieder, „ich muß doch sehen, was für ein Tier es ist.“ — Diesmal bemerkte ich an seiner Hüfte einen großen Blutsflecken. „Gut, dem ist das Handwerk gelegt, hier ist nichts mehr zu befürchten.“

Ich trat hinzu; es war ein gewaltiger Büffel, noch ganz warm und mit Ausnahme des aufgerissenen Bauches vollständig unversehrt. Er war einem Löwen zum Opfer gefallen. Der Kampf zwischen beiden muß, dem ringsum tief aufgewühlten Erdboden nach zu beurteilen, ein furchterlicher gewesen sein. Wie behauptet wird, ist es in diesen Riesenkämpfen nicht immer der Wüstenkönig, der den Sieg davon trägt.

Bebend vor Schrecken hatten mir die Jünglinge von ferne nachgesehen. „Kommt!“, rief ich ihnen zu „und bringt eure Messer mit! Die liebe Mutter Gottes schickt euch zu essen!“

Nun hätte man die Freude sehen sollen, in welche die Leute ausbrachen. Sie machten sich über das Tier her, zerlegten es, schnitten kreuz und quer, daß es eine Lust war, zuzuschauen. Jeder hieb sich Stücke heraus, wie er sie liebte, ohne daß einer den anderen im geringsten gestört hätte, denn, wie gesagt, der Büffel war riesengroß. Daß ich mir ebenfalls ein gutes Stück herauschnitt, versteht sich von selbst. Nebenbei eignete ich mir noch das herrliche Paar Hörner an. Diese habe ich dem französischen Konsul in Zanzibar geschenkt.

Die Mehgearbeit dauerte eine volle Stunde. Als wir weggingen, leuchteten meine jungen Leute unter der Last des Fleisches, welches sie mitschleppten, was sie aber nicht hinderte, sich noch öfter umzudrehen und mit wehmutsvollen Blicken nach den schönen Stücken zu sehen, welche sie zurücklassen mußten.

(Fortsetzung folgt.)



### Bilderrätsel.



### Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 4.

Ist eine liebe Frau im Haus,  
So lacht die Freude zum Fenster hinaus.